

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 43

Wiesbaden, den 19. September 1920

38. Jahrgang

Kirchl. Hochkalender

Sonntag, 19. Septbr.:	Januarius
Montag, 20. Septbr.:	Eusebius
Dienstag, 21. Septbr.:	Matthäus
Mittwoch, 22. Septbr.:	Mauritius
Donnerstag, 23. Sept.:	Thelma
Freitag, 24. Septbr.:	Maria de N.
Samstag, 25. Septbr.:	Maternus

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten. Evang. des hl. Matth. 22, 35—46

In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus; und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten.

Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und niemand konnte ihm ein Wort antworten, und niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.

Der Kern des Reiches Christi

1. Das ist die Liebe. Immer wieder kehrt die Kirche in ihren Gebeten zu diesem Hauptgebote zurück. Die Liebe ist Wesen und Fundament des christlichen Lebens und der christlichen Vollkommenheit. Das Leben des Christen soll ein Wagnis sein des Lebens Gottes. Das Leben Gottes aber besteht in der Liebe. „Gott ist die Liebe“, wie der hl. Johannes schreibt. Johannes mußte es wissen. Er lag an der Seite Jesu beim heiligen Mahle, da ihn der Herr tief in sein heiligstes Herz schauen ließ, und ihm wurden Geheimnisse offenbart, wie keinem anderen Apostel. Seine Schriften atmen diesen Geist der Liebe und singen das hohe Lied von der Liebe zu den Menschenkindern.

Es gibt kein Christentum und kein christliches Leben ohne die Tugend der heiligen Gottesliebe. Diese Liebe ist die höchste Entfaltung der Tugend und der Seelenkräfte des Menschen. Denn sie zielt auf das Höchste, was zwischen Himmel und Erde ist, die Ehre des Allerhöchsten, ohne Rücksicht auf den eigenen Nutzen. Je uneigennütziger einer ist, desto höher steht seine Handlung an Wert. Bei den Menschen ist es ja auch so. Wenn ich dem Reckenmenschen eine Gefälligkeit, eine Unmerklichkeit erweise, ohne dabei an mein eigenes Interesse zu denken, wenn ich nur das Wohl des Nächsten im Auge habe, dann werde ich geachtet und gepriesen. In den Nachrufen, die man einem Verstorbenen widmet, wird es stets als ein besonderes Lob aufgefaßt, wenn es heißt: Er ging ganz auf in den Werken der Nächstenliebe. Er dachte gar nicht an sich. Nur das Wohl seiner Mitmenschen stand ihm vor Augen.

2. Die Liebe schließt in sich das Verlangen, dem Geliebten stets nahe zu sein, mit ihm innigste Lebensgemeinschaft zu haben. Worin besteht diese Lebensgemeinschaft? Hier auf Erden in der Vereinigung mit Gott durch die heiligmachende Gnade, und im Jenseits durch den Besitz Gottes in der Glorie des Himmels. Also auch hier wieder das Höchste, erstrebenswerteste Ziel, das sich der Mensch setzen kann. „Gleich wie ein Hirsch verlangt nach den Wasserquellen, also dürstet meine Seele nach dir, o Gott. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem starken, lebendigen Gott. Wann werde ich hinkommen und erscheinen vor Gottes Angesicht? Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht, da man täglich zu mir sagt: Wo ist dein Gott? Daran denke ich und schüttele

in mir aus mein Herz. Denn ich will hinüber an den Ort des wunderbaren Bestes gehen, bis zum Hause Gottes, unter Jubel und Lobgesang und festlichem Klang.“ (Ps. 41, 1—5). Ist das nicht der ergreifende Ausdruck einer reinen uneigennütigen Gottesliebe! Im Psalm 62 findet dieses Verlangen der gottliebenden Seele einen weiteren Ausdruck: „Gott, mein Gott, zu dir erwache ich in der Frühe. Meine Seele dürstet nach dir, gar sehr nach dir mein Zeit. Bedenke ich dein auf meinem Lager, so sinne ich über dich noch am Morgen. Es hanget meine Seele nach dir, mich hat angenommen deine Rechte.“

Welches Blatt

Welches Blatt, vom Sturm getrieben,
Wirbelst du im Erdenstaube?
Wo ist deine Pracht geblichen,
Die du trugst im grünen Laube? —

Rücksichtslos in eine Ecke
Fegst dich rauhen Nordens Wehen —
Unter einer Dornenhecke
Unvermischt magst du vergehen.

Als die Frühlingssonn' ein Weilchen
Traf die düstre Grabesstätte,
Hob sich draus ein duftend Weilchen,
Wie aus warmem Winterbette.

(M. Alose.)

Das Verlangen der gottliebenden Seele nach Vereinigung mit Gott wird hier auf Erden am vollkommensten erfüllt in der heiligen Kommunion. Die heilige Kommunion ist die Vorwegnahme der himmlischen Vereinigung mit Gott, soweit dies hier auf Erden schon möglich ist. Diese Vereinigung wird von Gott selbst gewünscht, nicht als ob er dadurch selber einen Zuwachs seiner eigenen Seligkeit hätte, sondern weil ihn danach verlangt, der Seele, die ihn sucht, einen Beweis seiner Liebe zu geben und mit himmlischem Glücke zu erfüllen.

Die uneigennütige Gottesliebe schließt in sich das weitere Verlangen, dem Geliebten wohlzugefallen und ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen. „Wenn ihr mich liebt, sagt deshalb der Heiland, dann haltet meine Gebote.“ Und wiederum: „Wer meine Gebote hält, der ist es, der mich liebt.“ „Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch befehle.“ Jesus liebt es z. B. gern, wenn wir uns abtöten und uns hier und da eine erlaubte Freude versagen, wenn wir dem Nächsten wertvolle Hilfe leisten selbst unter eignen Opfern, wenn wir dem heiligen Mesopier auch an Werktagen bewohnen, wenn wir das Morgengebet und die gute Meinung mit besonderer Andacht und mit kräftigen Vorsätzen verrichten, u. a. Gut, wenn ich weiß, daß dies meinem Freunde Jesus gefällt, dann erfülle ich seinen Wunsch. Jesus liebt es weiter gern, wenn ich seine Pracht, die heilige katholische Kirche, hoch schätze, nichts auf sie kommen lasse und ihre Befehle mit kindlich gläubiger Ehrfurcht aufnehme und behandle. Also werde ich demütigstehend die katholische Kirche, die zugleich meine Mutter ist und wirklich wie eine Mutter an mir handelt, achten und ehren und sie gegen rohe Angriffe in Schutz nehmen. Wenn die Kirche geschmäht und verlehrt wird, dann will ich das als eine mir angetane Schmach empfinden: wenn sie geachtet und geehrt wird, wenn ihr Oberhaupt von der Welt Ehre und Ruhm und Aufmerksamkeit empfängt, dann will ich mich mitfreuen und die gütige Vorlesung preisen, die alles auf die Ehre des Allerhöchsten zu lenken weiß.

3. Was treibt uns denn zur Gottesliebe? „Laßt uns Gott lieben, weil er uns zuerst geliebt hat.“ (1 Joh. 4, 19). Also die Güte und das Wohlwollen Gottes, das er mir täglich, ja stündlich erweist. „Mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt, darum erbarme ich mich deiner und ziehe dich zu mir.“ (Jerem. 31, 3). Im Schoße der Ewigkeit, noch ehe die Erde erschaffen ward und ihr Umkreis, lag der Plan Gottes für und fertig da, mich ins Leben zu rufen, mich in diesen glücklichen Verhältnissen mit katholischen besorgten Eltern zu umgeben und alles so zu ordnen und zu richten, daß ich daraus einen hohen Nutzen zum Fortschritt meiner Seele schöpfe. Ja, mit ewiger, wohlwollender, uneigennütziger Liebe hat mich Gott geliebt, und wer weiß, was er mir noch in der Zukunft vorbehalten hat, um mich glücklich bis zur Pforte der himmlischen Heimat

bracht. Kolf blieb fast stumm. Seine Bewegungen waren fahrig und seine Mienen manchmal wie geistesabwesend. Einmal nahm er Ingeborgs Hände in die seinen: „Ingelein“, sagte er — so hatte er sie früher immer genannt — „es ist wohl alles anders, als du es dir gedacht hast. Aber du mußt Geduld mit mir haben, ich muß mich erst wieder mit mir selbst zurecht finden.“

Alles Blut strömte dem Mädchen bei diesen Worten zum Herzen, und eine Welle süßer Hoffnungslosigkeit schlug über ihr zusammen. Die Herbeheit ihres Mundes löste sich in weicher Hingebung, die Augen leuchteten, die Wangen glühten.

Kolf sah es nicht. Fieber, Unrast und Gier nach einem Leben ungebundener Freiheit quälten ihn. Er hatte nur den einen Wunsch, das Zusammensein so bald als möglich zu beenden.

Ingeborg fühlte es. „Ich reise heute abend nach Hause, du kommst wohl noch nicht mit?“

„Nein“, rief Kolf hervor, „nein, ich komme vorläufig noch nicht mit. Heute abend bin ich noch mal mit den Kameraden zusammen, verzeihe also, wenn ich nicht zur Bahn komme, und dann fahre ich erst auf ein paar Wochen nach Berlin. Ich will auch mal wissen, daß ich Menich bin.“

Ingeborg sah ihn mit großen Augen seltsam an. Ihm wurde unbehaglich unter dem Blick. Gereizt fuhr er auf und reichte ihr abschiednehmend die Hand.

Das Mädchen nickte nur still mit dem Kopfe. Dann stand sie auf. „Ich will dich nicht weiter in deinen Dispositionen stören. Leb wohl, Kolf.“

Sie trennten sich vor der Türe, und Ingeborg ging in ihr Hotel zurück. Dort saß sie regungslos die vielen Stunden bis zur Abfahrt des Zuges und starrte mit weiten Augen Miene vor sich hin. Dumpf kämpften Scham und Empörung in ihr und dazwischen wieder ein würdeloses, betörendes Hoffen, daß alles anders werden könnte, wenn Kolf wieder zu Hause sei.

Dann ging sie automatisch zur Bahn und fuhr in der steifen Haltung eines Menschen, der seinen Gram nicht zeigen will, durch eine lange Nacht und einen langen Tag in die Heimat zurück.

Die Brücke

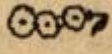
Und wiederum wälzten sich brausend und losend die gewaltigen Wassermassen ihrer Heimat, dem Meere, zu; und am Ufer stand das Volk und schaute bekümmert nach der fruchtbarsten Insel, die sie im Sommer fast trockenen Fußes betreten konnten, und deren Blütenbracht ihnen für den Herbst einen reichen Fruchtregen in Aussicht stellte. Man war ihnen der Zugang verschlossen, und wenn, nachdem die Wasser sich verlaufen hatten, sie wieder hinüberkommen konnten, so lag, was die Tierwelt übrig gelassen hatte, faulend und verwesend am Boden.

„Ich will euch eine Brücke bauen“, sagte der alte Mann, der vor kurzem, aus weiter Ferne gekommen, bei ihnen eingewandert war. Und er zeigte ihnen, wie man im Sommer in das fast trockne Flußbett Pfähle hineintrief, darauf Pfeiler richtete, die Steine behaute, den Mörtel bereitete. Und ehe der Herbst seinen Einzug hielt, stand die Brücke da. Als nun das Volk mit Früchten schwer beladen, zurückströmte, trat der Alte auf sie zu und sagte: „Laßt doch auch mir einiges zukommen von dem reichen Segen. Ich bin doch nicht imstande, die hohen Bäume zu besteigen und mir Früchte zu holen. Habe ich euch doch die Brücke gebaut.“

„Du hast die Brücke gebaut? Die Brücke haben wir gebaut! Hast du auch nur einen einzigen Stein behauen, einen einzigen Stein an seinen Platz gelegt? Das alles haben wir gemacht!“ Und als er immer dringlicher forberte, führten sie ihn in den reichenden Strom. In der Nacht brach ein furchtbares Unwetter los, und den vereinten Kräften der feindlichen Elemente konnte das „Gebild der Menschen-

hand“ nicht standhalten; es versank in den Fluten.

Und wieder stand das Volk am Ufer vor den Trümmern der Brücke und jammerte; denn nun war niemand da, der ihm den Zugang zu dem verlorenen Paradies wieder hätte erschließen können!



Akademische Bonifatius-Einigung

Die Akademische Bonifatius-Einigung, die jetzt 51 Akademische Bonifatius-Vereine an den Hochschulen und Akademien Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz mit rund 15 000 Mitgliedern umfaßt, veranstaltete ihre erste Generalversammlung nach dem Kriege im Priesterseminar zu Fulda vom 6. bis 8. August. Die durch den Krieg und Umsturz verschärfte religiöse und materielle Not der Zeit gab auch ihren Verhandlungen ein besonderes Gepräge und ihren Beschlüssen weitreichende Bedeutung. Nachdem am Freitag abend der Bischof von Fulda Worte der Begrüßung an die versammelten Vertreter der Vereine gerichtet und am Sonnabend morgen in der Bonifatius-Gruft eine heilige Messe zelebriert hatte, begannen die eigentlichen Verhandlungen, zu denen auch eine Anzahl bedeutender Führer der katholischen Studentenschaft erschienen war.

Als Hauptaufgaben der Akademischen Bonifatius-Einigung für die nächste Zeit wurden festgestellt: 1. weiteste Propaganda zur Förderung des Baues der Akademiker-Gedäch-

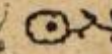
Sommers Scheiden

Schon schwankt auf hohem Wagen
Der Sommer, kraftberaubt;
Er neigt nach goldenen Tagen
Seln mohnumkränzt's Haupt.

Die Flammenaugen schlossen
Sich müd' beim Sichelklang —
Nun naht mit grauen Rossen
Der Herbst zum Totengang.

P. Thim. Krausch O. S. B.

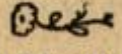
niskirche in der Diaspora-Universitätsstadt Göttingen, welche die katholische deutsche Studentenschaft zum Andenken an ihre gefallenen Kommissitionen und zur Förderung der Diasporant erbauen will. 2. Unterstützung der Studentenfee-Sorgen an Diaspora-Universitäten. 3. Weiterführung und innerer Ausbau der Akademischen Bonifatius-Korrespondenz, als der religiösen Zeitschrift des katholischen Studenten. Zur Erreichung dieser Zwecke ließ sich eine Erhöhung der Mitgliedsbeiträge auf 3 Mk. pro Semester nicht umgehen. An die einstimmige Beschlussfassung über diese Punkte schloß sich eine anregende Aussprache über Arbeitsweise und Ziele der Akademischen Bonifatius-Vereine, die ihre besondere Bedeutung und Beleuchtung empfing aus der Beziehung auf neu aufgetauchte Bedürfnisse und Bestrebungen der katholischen Studentenschaft.



Zum tschechischen Kulturkampf

Um die kirchliche Hierarchie zerstören zu können, suchte die tschechische Regierung überall nach Gründen, um unter dem Scheine der Rechtmäßigkeit die Bischöfe ihres Amtes entheben zu können und die Diözesen dann mit eingesezten bischöflichen Vikaren nach ihrem Geschmaek weiter regieren zu können. In der Diözese Nittra verleiteten Tschechen einzelne Priester dazu, ohne Einwilligung des Bischofs eine slowakische katholische Autonomie zu gründen, die berufen sein sollte, die materielle Lage der niederen Geistlichkeit zu ord-

nen, das katholische Schulwesen und die kirchlichen Angelegenheiten zu leiten. Der Bischof erhob bei der Regierung dagegen Einspruch, erhielt aber keine Antwort. Nach einigen Wochen sodann machte die tschecho-slowakische Regierung dem Bischof die Mitteilung, daß sie die Organisation der katholischen Autonomie genehmigt habe, die nächstens auch ihre Funktion beginne und unter anderem auch die Verwaltung der Domänen und des Vermögens der Diözese übernehme. — Gleichzeitig wurde der Bischof aufgefordert, bis zur Uebernahme der bischöflichen Güter durch diese Organisation innerhalb zehn Tagen eine Kaution von anderthalb Millionen Kronen zu beponieren. Der Bischof hat nun darauf geantwortet, daß diese Organisation, falls die „de facto“ entstanden sei, nur auf anarchistischer Grundlage geschah, und nicht einmal die Regierung imstande sei, ihr Rechtskraft zu verleihen. Er könne deshalb der Aufforderung der Regierung nicht entsprechen und die Organisation der Autonomie nicht zur Kenntnis nehmen. Sein Protest war vergebens; die von der Regierung vorgeschobenen Priester widersetzten sich dem Verbote des Bischofs und übten bischöfliche Rechte aus. Bischof Batthyany war gezwungen, ein Zirkular herauszugeben, mit welchem er alle Priester, die an den Sitzungen und an der Organisation der Autonomie teilnahmen, mit dem „Interdictum personale“ bestrafte. Das Prager Propagandaamt verbreitete daraufhin die Nachricht in allen Zeitungen, so auch in den französischen, u. a. auch im Le Quotidien, daß Bischof Batthyany alle jene Priester mit dem Anathem bedroht, die im Interesse der tschecho-slowakischen Republik wirken. Nach kurzer Zeit erschien in Vertretung der tschechischen Regierung ein tschechischer Hauptmann beim Bischof und händigte ihm einen Ausweisungsbefehl ein, der ihn verpflichtete, binnen 24 Stunden das Gebiet der Diözese und bis zur nächsten Mitternacht die Tschecho-Slowakei zu verlassen.



Feld-Abendgang

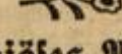
Ueber die Stoppelfelder geht ein milder Wind und läßt die Maiskolben, die grün und reif am Wege stehen, erklingen wie seines Glas.

Als habe sich ein Schwarm roter Herrgottskäfer auf ihn niedergelassen, so sieht der reich behängte Apfelbaum aus der Ferne aus.

Man den Zäunen glüht der wilde Wein mit lechter, verzehrender Kraft, indes der Eisen dicke Ranken wie behäbige Arme auf die Holzlatten stützt, als wolle er sagen: „Ich habe Zeit, mir eilt's nicht, der Winter kam mich nicht schrecken.“

Auf dem schmalen Feldweg kommt ein Schimmel, der einen Wagen zieht, in müdem Schritt daher. Der Bauer hat die Pflüge im Mund und knallt ab und zu mit der Peitsche; er scheint froh, daß er Roggen und Heu vor den ersten Frösten in die Scheuer gebracht.

Die Sonne, die im Westen am Horizont steht, gießt lechtes Gold über die herbliche Erde. Von fern kommt ein helles Blinken herauf: Der Rhein geht dort seine altgewohnte Straße....



Religiöses Allerlei

Kinozensur in Brasilien

P. Pedro Zinsig O. F. M. hat mit großem Erfolge eine Bewegung gegen die unmoralischen Filme in Brasilien eingeleitet, so daß die Kinobesitzer alle ihre Filme freiwillig ihm zur Zensur unterbreiten. P. Zinsig bespricht und beurteilt alle Filme in einer wöchentlichen Zeitschrift Tela, sein Entscheid ist meistens ausschlaggebend. Dieser Erfolg P. Zinsigs hat den Beifall aller aufgeklärten Brasilianer gefunden, da der demoralisierende Einfluß des Kinos erschreckende Folgen gezeitigt hat. P. Zinsig glaubt einen großen Teil seines Erfolges der kräftigen Mitarbeit der katholischen Presse verdanken zu müssen.

Heimatzauber

Originalroman von Felix Rabor.

17)

„Auf keinen Fall, Fräulein Marschall. Sie ist wütender als je auf Sie. Sie will auch die Mühle haben, mit allem, was dazu gehört, mit Moor und Weide. Eine Zeitlang läßt sie Sie noch wirtschaften, bis alle Arbeit getan ist, dann entreißt sie Ihnen alles mit einem Schlage!“

„Mein Gott!“ rief Trude erschrocken, „das wäre ja Raub und Mord an den Meinen! Eine Sünde, die zum Himmel schreit! Will uns dieses rachsüchtige Weib auch noch die letzte Scholle rauben, die uns verbleiben ist, und uns von Haus und Herd vertreiben? In die Fremde hinausstoßen und heimlos machen?“

„Ja — das will Sie.“
Trudes Augen blühten vor Stolz und Zorn. „Rein,“ rief sie, „so leicht gebe ich die Heimat nicht auf. Ich kämpfe für sie bis zum letzten Atemzug. Und falle ich im Kampfe, so solls in Ehren und auf der Heimaterde sein.“

Der alte Schäfer, der wie ein finsterbrütender Riese hinter den beiden dreinschritt, stieß zornig seine Schippe in den Heideand. „Hüsten: Du sollst nicht töten!“ murmelte er. „Das ist Gottes Gebot; aber es steht auch in dem heiligen Buche geschrieben: „Du wirst der Schlange den Kopf zertreten!...“ Und was geschrieben steht, kann nicht Sünde sein.“ — Ein tiefer, röchelnder Atemzug und dann der gräßliche Schwur: „So wahr Gott mir helfe: Ich töte dieses Weib!...“

Wie einen Felsblock wälzte er diesen Gedanken vor sich her und leuchtete bei der schweren Arbeit. Jetzt war er fest entschlossen zur graufigen Tat — dann wieder kamen ihm Bedenken und Zweifel, ob es erlaubt sei oder nicht.

Trude ahnte seine finsternen Gedanken nicht. Sie teilte Spillmann mit, „daß es ihr bis jetzt noch nicht gelungen sei, eine neue Hypothek aufzubringen. „Das macht mir große Sorge,“ sagte sie. „Wenn ich bis zum Frühjahr nicht Erfas finde, kommt die alte Mühle unter den Hammer. Meine einzige Rettung bleibt die „weiße Erde“ — darauf baue ich.“

„Sie glauben also an Ihre weiße Erde?“
„Mehr denn je,“ erwiderte sie und zeigte auf den Bach, der hier milchweiß und dort wie ein Opal schillernd, mit leisem Gurgeln und Blätschern durch die Weide zog. „Die Bohnungen haben auf mächtige Lager von Kieselgur geführt,“ fuhr sie fort. „Es liegen da zweifellos große Schätze in der Erde. Leider fehlen mir aber die Mittel, um sie zu heben. Es sind Techniker nötig — und große Fabrikanlagen, aber dazu gehört Geld und nichts als Geld. Ich aber habe es nicht.“

„Wenn Sie einen Finanzmann für die Sache interessieren könnten — oder eine Aktiengesellschaft gründen würden? Wie wäre das?“

Sie neigt sinnend den Kopf. Wo ich säte, möchte ich auch ernten.“ gab sie zur Antwort. „Andere würden mir den Gewinn entwenden, und mir bliebe nichts — oder doch nur soviel, daß ich auch in Zukunft darben müßte. Aber das will ich nicht. Ich meine, ich verüch's zunächst im Kleinen auf eigene Faust. Denn aus eigener Kraft will ich emporkommen.“

Spillmann vermochte seine Bewunderung nicht länger zurückzuhalten. „Was für ein herrliches, tapferes Mädchen sind Sie!“ rief er voll herrlicher Begeisterung. „Ich will Ihnen helfen, wo ich nur kann. Auch mit Geld. Ich ziehe aus meiner Fabrik heraus, was ich erndliche. Bei Ihnen ist es gut angelegt, das weiß ich. Es gibt am Ende eine Paston, eine Verschmelzung... Währe, Ihnen das unangenehm?“

„Nein — im Gegenteil. Denn ich weiß ja, daß Sie ebensowenig wie ich des Gewinns wegen in der Erde wühlen — es gilt das Wohl der Heimat, die man mir zu entreißen sucht.“

„Dann also ans Werk — ich bin dabei!“
Ihre Hände fanden sich zu festem Druck, der Bund — ein Bund der Arbeit und der Kraft — war geschlossen.

Sie sprachen von anderen Dingen, was Trude mehr als alles am Herzen lag. Haben

Sie keine Spur von Susse entdeckt?“ fragte sie. „Leider nicht die geringste. Sie muß einen anderen Namen angenommen haben oder ins Ausland gegangen sein.“

„Und wie ist's mit Max Rainer? ... Ist er noch in Berlin?“
„Er macht große Kunstreisen und erntet Gold und Ruhm... Dem geht es besser als seinem Jugendfreunde, Herrn von der Leyen, der nach Afrika ging.“

Trude suchte zusammen. „Rudolf von der Leyen? ... Was ist's mit ihm? ...“
Spillmann blickte sie befremdet an. Warum wurde ihr Gesicht plötzlich weiß wie Linnen? ... Warum klang ihre Stimme plötzlich schrill wie eine zerprüngene Glocke? ... Warum preßte sie ihre Hand aufs Herz, so wild und kramphast, als sei ihr die Brust zerprungen?

„Leyen soll in Südwest, in der Kalahari, im Kampfe gegen Wittboh gefallen sein.“
„Jesus, Maria!“ Es klang wie ein Todeschrei. Sie warf die Arme empor, wankte und blickte mit irren Augen um sich.

Spillmann hing sie in seinen Armen auf und setzte sie auf die Moosbank unter den Birken, während der alte Schäfer nach Wasser lief.

„Also Leyen ist's, Leyen?“ dachte Spillmann. „Dann verstehe ich freilich alles.“
Von der Stunde an trug Trude Marschalls Trauer um den Einen, der ihr lieb war wie keiner auf der Welt und nun in fremder Erde lag... Und mit ihm all ihr Glück...
Ihr Glück und ihre Jugend und alles Schöne, Große und Hehre, das sie erträumt und erhofft hatte. Das Süßeste im Leben des Weibes, die Erfüllung des Liebesträumens, die Vereinerung mit dem Manne ihrer Liebe, das traute, innige Zusammenleben in friedvoller Ehe, und das höchste: heiliges Mutterglück — das alles blieb ihr nun versagt. Einsam mußte sie durchs Leben gehen, um für andere zu ringen, zu arbeiten und zu kämpfen.

Aber auch das war schön. Es lag erlösende Größe darin, zu entsagen, alle Liebe den Andern zu schenken und ihr Herz auf dem Altare der Heimat zu opfern...
Ihr Leben, ihre Liebe und all ihre Kraft gehörte fortan der Heimat und ihrem Geschlechte...
... Dem Liebsten aber, der in ferner, fremder Erde schlief, gelobte sie Treue bis in den Tod.

14.

Auf der Straße, die zur Mühle führte, trippelte ein kleiner, zarter Mann daher, der ein großes Buch unterm Arme schleppte. In der roten Herbstsonne sah er aus wie ein gleichendes Goldgüchlein; sein Gesicht leuchtete wie verflärt, als sei er der Gesandte des Himmels, der den armen Erdenbewohnern eine frohe Botschaft zu verkünden hatte.

„Gott, der Kantor!“ rief Trude, die den Gast vom Fenster aus erspähte. „Und gerade heute muß er zu Besuch kommen, wo ich alle Hände voll Arbeit habe. Soll ich ihn abweisen?“

„Rein, vielleicht bringt er gute Kunde,“ erwiderte ihre Mutter. „Geh du nur an deine Arbeit, ich komme schon mit ihm zurecht. Bergiß den Imbiß und ein Glas Wein nicht.“

Der Kantor trat leuchtend ein und warf den Folianten auf den Tisch. „Deo gratias, daß ich am Ziel bin.“ Er wischte sich den Schweiß ab, begrüßte Trude und ihre Mutter umständlich und griff tapfer zu, als ihm Trude Braten und Wein vorsetzte.

Als das letzte Bröcklein vertilgt war, trat er zu dem Folianten mit einer Ehrfurcht und Feterlichkeit, als sei es das Buch des Lebens, das der Herrgott ihm anvertraut hatte.

„Es ist ordentlich schwer,“ meinte Trude. „Rein Wunder — es ist das Größte, was es auf Erden gibt: es ist die Oper meines Sohnes...“

„Aaaah! ... Und die schleppen Sie zur Mühle?“

„Ja, zu guten und lieben Menschen, die dieses Werk eines Genies verstehen...“

„Wie heißt denn die Oper? ...“
„Es ist ein Heimatlied — groß und gewaltig, voll Kraft und Majestät — und doch wieder voll süßer, zarter Nannut... Man hört der Heimat Quellen murmeln und ihre Wälder rauschen, man vernimmt den Herzschlag der Erde... Ein hohes Lied der Heimat ist's und singt von Liebe, von Kampf und Sieg treuer Herzen... Herrlich, herrlich!... So Schönes und Erhabenes hat die Welt noch nie vernommen. Ach mein Junge, mein einziger Junge!... Er hat mir seine Oper und einen lieben Brief geschickt. Im Winter, wenn sie aufgeführt wird, soll ich dabei sein. Soll Zeuge sein seines Triumphes. Welche Wonne für ein Vater- und Künstlerherz! Es wird für ihn Gold und Ehren regnen!...“

Trude hatte schweigend zugehört. „Hat Max nichts von Susse geschrieben?“ fragte sie.

Der Kantor sah sie verständnislos an. „Susse? ... Welche Susse? ... Die Heidin heißt Gretchen, ist weizenblond und hat Kornblumenaugen. Sie singt Mezzosopran.“

„Himmel!“ rief Trude ärgerlich, „steigen Sie doch endlich gefälligst von dem Mond herab. Ich meine unsere Susse, die Braut Ihres Sohnes.“

„A ja! ... Nein, liebes Fräulein, davon hat Max nichts geschrieben. Aber die Musik ist großartig, göttlich schön wie Mozart, kraftgenial wie Beethoven und voll blühender Dramatik wie Wagner. Und dann erst das Orchester — glorios!“

Trude schüttelte den Kopf. Nein, mit dem war heute nichts zu haben. Der steckte in seiner Oper wie in einem bunten Kleid, an dem er einen Narren getroffen hatte. Sie fragte ihre Mutter leise, ob sie die Kammerdienerin schicken sollte.

„Rein, Trude,“ gab Frau Marschall zurück. „Laß ihn nur. Ich höre mal gern Sphärenmusik. Du mußt bedenken, daß etwas Großes aus dem kleinen Kantor spricht: die Liebe zur Kunst und zu seinem Sohne.“

Rainer hatte sich ans Klavier gesetzt und schlug den Folianten auf. Nun griff er in die Tasten. „Fräulein Trude, nun hören Sie mal!“

„O festig, wer die Heimat sah In ihrem heil'gen Frieden!...“

„Wundervoll, nicht? ... Es ist genial. Und welche Innigkeit, wieviel Wärme und Feuer! ... Die Oper ist ein Markstein in der Geschichte der Musik.“

„Wie lautet denn der Titel, lieber Kantor?“
„Nell wie Glockenlang und süß wie Maienduft: Heimatzauber!“

„Sehr schön! — Und die Idee?“
„Ebenso ergreifend wie schön und wahr: Die Heimat ist der Jungbrunnen der Menschheit. Wer sie verläßt und dem Weltgift verfällt, ist verloren. Wer gesunden will, muß zu ihr zurückkehren und aus dem heiligen Born trinken. Sie gibt ihren Kindern Ruhe, Glück und Frieden.“

„Selig kehre ich dir zurück; Heimatzauber — Heimatglück.“

So klang das hohe Lied der Heimat aus. Aber nun sollten Sie all den Reichtum kennen lernen, der hier schlummert. Ich werde Ihnen die Oper vorspielen.“

Sofort begann er mit der Ouvertüre. Trude hörte aufmerksam zu und Frau Marschalls Gesicht hellte sich auf, die Freude glättete ihre gramdurchnähten Füge. „Es ist herrlich!“ sagte sie. „Spielen Sie weiter, lieber Kantor, ich fühle mich wie neugeboren.“

Der Kantor strahlte. Er holte alles heraus, was in dem alten Kasten steckte. Als der erste Akt zu Ende war, klatschte Trude Beifall. „Bravo! Es ist wunderbar! ... Leider aber muß ich jetzt in die Kartoffeln gehen, sonst machen mir die Arbeiter eine Schweinerei.“

Der Kantor fiel aus den Wolken. „Wie — in die Kartoffeln? ... Nach dieser Musik?“

„Ihre Musik in Ehren, lieber Kantor, aber davon werden wir im Winter nicht satt. Wir brauchen Brot und Bratkartoffeln. So ist nun mal das Leben.“

(Fortsetzung folgt).